

## AU REVOIR, BARDOU

Ursula März

Rollkofferchen! Wie kam ich auf die idiotische Idee, mit einem Rollkofferchen hierher zu reisen? Keinen Meter lässt sich das Ding über die uralten, buckligen Steinwege ziehen. Schon am Dorfeingang, den ein Tor mit dem Schild „Privatbesitz“ markiert, muss ich ihn hochheben. Jeder vernünftige Mensch, der sich je in diesem Bergdorf aufhielt, sollte wissen, dass es hier nur ein angemessenes Gepäckstück gibt: Einen Rucksack. Vor 35 Jahren hatte ich einen dabei, er war grau mit roten Lederkanten.

Ich habe nicht nur die Beschaffenheit der Wege vergessen, ich habe größte Mühe, mich im verwinkelten Labyrinth der kreuz und quer gebauten Häuser zu orientieren. Es sind nicht mehr als zwei Dutzend, das Dorf lässt sich zu Fuß in zehn Minuten umrunden, aber sein Grundriss lässt keinerlei Struktur erkennen. Als Erstes will ich den „Tower“ wiedersehen, das winzige, runde Häuschen, in dem ich immerhin neun Monate gelebt habe, von September 1981 bis Mai 1982. Ich kam hierher, weil ich, genauer kann ich es nicht sagen, aus allem raus wollte. Ich hatte Abitur gemacht, mich in wildem Trotz gegen ein Studium gewehrt, einen Handwerksberuf gelernt, in dem ich auf keinen Fall arbeiten wollte und das dringende Bedürfnis, eine Pause einzulegen, bevor es mit meinem Leben weitergeht - in welche Richtung auch immer. Ich hatte keine.

Bekanntere erzählten mir von einem einzigartigen Ort namens Bardou, einem Dorf in den südlichen Bergketten des französischen Zentralmassivs. Seit Ende der 40er Jahre war es ausgestorben, bis Klaus Ehrhardt, ein aus Hannover stammender Weltenbummler, und seine amerikanische Frau Jean die überwucherte Ruine 1966 entdeckten. Sie kauften das gesamte Dorf und machten sich an das wahnwitzige Projekt, es aus dem Dornröschenschlaf zu wecken, Haus für Haus wieder aufzubauen. Hierfür benötigten sie Helfer. Gegen vier bis sechs Stunden Arbeit pro Tag konnte man kostenlos wohnen. Das klang gut in meinen Ohren. Ich schaukelte mit meinem R4 über eine steile Schotterpiste nach Bardou hinauf, fand mich im dörflichen Mittelalterambiente wieder und wurde von Klaus im „Tower“ einquartiert. An manchen Wintertagen musste ich auf der Wassertonne, die im Freien stand, eine dicke Eisschicht aufklopfen. Oder habe ich das arktische Detail in Nachhinein dazu erfunden, um meine Aussteigerstory zu dramatisieren und es schließlich selbst geglaubt?

Es ist Nachmittag, für Anfang Juni ungewöhnlich heiß. Ich gehe die Steintreppe zur Eingangstür des „Tower“ hinauf und knalle mit der Stirn sofort an den niedrigen Querbalken des

Türrahmens. Leicht benommen schaue ich mich drinnen um. Hier, auf diesen sechs oder acht Quadratmetern habe ich also gewirtschaftet. Der eingemauerte Kamin kommt mir bekannt vor, auch der alte schlichte Esstisch, das Regalbrett mit Küchensachen darauf und das schmale Hochbett. Der Wasserhahn über der Plastikschüssel ist neu, da bin ich mir sicher. Es gab zu Beginn der 80er Jahre keine Wasserleitungen in Bardou, auch keinen Strom. Das Dorf wurde erst 1994 ans Stromnetz der Region Haute Languedoc angeschlossen. Das weiß ich aus dem Internet.

Als ich mich spontan entschloss, noch einmal nach Bardou zu fahren, schaute ich im Netz, ob es mittlerweile eine Website hat. Halb zerknirscht, halb überwältigt saß ich vor dem Bildschirm, klickte mich durch die Fotogalerie, das Gästebuch, das Konzertprogramm des Sommers. Dreieinhalb Jahrzehnte hatte ich an all dem kein Interesse. Ich hatte um Bardou einen Bogen gemacht wie um einen schmächtig verlassenen Freund, bei dem man sich aus Scham nie mehr meldet. Dabei bin ich ein sehr orttreuer Mensch. Ich habe die sizilianische Vulkaninsel Stromboli nicht weniger als dreizehn Mal besucht und erst kürzlich entschieden, dass mit Stromboli jetzt Schluss ist, weil der Trekkingkommerz dort auf eine Weise durchschlägt, die mir nicht behagt. Nur Bardou kam auf der Liste meiner Wiederkehr-Orte nicht vor. Diffus habe ich immer geahnt, dass zwischen uns etwas nicht stimmte. Auch, dass es nicht am Ort lag, eher an mir. Wahrscheinlich hat mein Entschluss, ihn aufzusuchen, mit dem Alter zu tun, mit dem Gefühl, ein paar unerledigte Lebenskapitel schließen zu sollen.

Allerdings hatte ich nie etwas dagegen, in der Aufzählung biografischer Etappen meine Aussteigerstory effektiv zu erwähnen. Während meine Altersgenossen in zentralbeheizten Küchen diskutierten, ob Pinkeln im Sitzen für männliche WG-Mitglieder obligatorisch oder freiwillig sei, setzte ich mich einem Unterfangen der etwas radikaleren Art aus. Schafhütten im Gebirge hatte nicht jeder zu bieten.

Auf der Website von Bardou erfuhr ich auch: Klaus und Jean leben nicht mehr. Klaus starb 2009, Jean im vergangenen Jahr. Klaus ähnelte in meinen Augen einem preußischen Junker; sehr groß, sehr blond, sehr aufrecht. Jean glich in ihrer Anmut ein wenig Meryl Streep. Sie trug weite, bunte Röcke und große Wolltücher um die Schultern. Das Paar verkörperte seine Vision von Bardou, die ich als einen Mix aus romantischer Zivilisationsabkehr und hartem Pioniergeist beschreiben würde, also aus Monte Verità und Kibbuz. Mit einem zeitgenössischen Alternativprojekt, diesem politischen Heiligtum der nach-68er-Generation, hatte die soziale Ordnung von Bardou allerdings nicht das Geringste zu tun, eher mit der eines feudalen, vormodernen Gutshofes.

Auf dem Rückweg vom Tower kommt mir Betsy entgegen, die eigentlich Elizabeth heißt. Sie ist eines der vier Kinder, mit denen Jean Anfang der 60er Jahre, frisch geschieden, von Amerika nach Europa kam. Nur das fünfte Kind ist ein leiblicher Sohn von Klaus. Es war Betsy, die einzige Tochter, die in die Fußstapfen Erbe der Eltern trat. Sie ist die neue Besitzerin, die Bürgermeisterin von Bardou. Wir sind ungefähr im gleichen Alter, deshalb haben wir uns vor 35 Jahren nicht kennengelernt. Als ich nach Bardou kam, studierte sie in London Textildesign. Aus der Ferne ist sie von ihrer Mutter kaum zu unterscheiden: Die gleichen blondgelockten Haare und zarten Gesichtszüge, die gleiche mädchenhafte Aura. Allerdings kann ich mir Jean schlecht mit rot lackierten Fußnägeln vorstellen, auch nicht mit Betsys sprudelnder, auf der Stelle freundschaftlicher Unbefangenheit. Die vornehme Distanz, die ich bei Klaus und Jean bisweilen spürte, gibt es bei ihr nicht.

„Ich habe Anks Haus für dich reserviert“, ruft sie mir entgegen, „ich glaube, da bist du am besten aufgehoben“. Ank ist eine Holländerin, die viele Jahre in Bardou lebte und wie andere Helfer die Ehre genoss, das Haus, an dem sie arbeitete, mit ihrem Namen zu taufen. Ich habe eine solche Spur nicht hinterlassen. Erst jetzt bemerke ich die dezenten Zeichen der Modernisierung: Neue Holztüren, neue Ziegel auf den Dächern, vergrößerte Fenster. An der Urtümlichkeit des Dorfes, dessen früheste Ansiedlung auf das 16. Jahrhundert zurückgeht und dessen Einwohnerschaft nie mehr als 150 Menschen zählte, hat sich überhaupt nichts geändert. Noch immer bewegt man sich in Bardou wie auf einer Zeitreise in die Vergangenheit. Dieser museale Effekt verdankt sich in erster Linie den dunklen, in der Originaltechnik aus unregelmäßigen Natursteinen neu aufgeschichteten Gemäuern. Ihre archaische Wuchtigkeit prägt das Bild und die Anmutung von Bardou.

Nur die Menschen sehen anders aus. Wir begegnen ein paar zurückhaltend grüßenden Schwaben, unauffällige Zeitgenossen in Wanderstiefeln. An der Ecke vor Anks Haus hat sich um einen Gitarrespieler ein Grüppchen versammelt, das leise mitsingt. Die Szene hätte sich auch 1982 abspielen können. Nur wäre das Ensemble eher mit Gestalten aus der Hippiekultur besetzt gewesen. Ihr Zustrom, den Klaus immer sehr skeptisch verfolgte, ist schon lange versiegt, die Zahl der Helfer auf zwei oder drei pro Saison gesunken. Inzwischen kommen vor allem Feriengäste oder Künstler, die sich für ein paar Monate einmieten. Aber bis jetzt findet sich in Bardou keinerlei touristische Infrastruktur, nicht einmal ein Einkaufsladen. Nichts außer dem kleinen Kosmos der Häuser, der für viele eine zweite Heimat geworden ist. Es gibt eine kanadische Familie, die für ein Wochenende zum Wandern kam und für zwei Jahre hängenblieb, einen Kölner Pfarrer, der seit 1979 jeden Februar Jugendfreizeiten in Bardou organisiert, und das Orchester Sinfonietta Bardou, dessen über Deutschland verstreute Mitglieder

sich nur hier im Sommer treffen und neue Stücke proben. Auch das, eine Großfamilie aus Gleichgesinnten, gehörte zur Vision von Klaus und Jean.

Wir setzen uns kurz auf die Terrasse von Anks Haus und spürten durch unsere Lebensgeschichten. Nach zwei Minuten weiß Betsy über mich mehr als andere nach zwei Jahren und ich das Wichtigste über sie. Etwa die Hälfte des Jahres verbringt sie im Dorf, die andere in Paris, wo sie seit Jahrzehnten lebt, eine Familie gegründet und als Kostümbildnerin gearbeitet hat. Nie, sagt Betsy, hätte sie gedacht, dass es sie so beglücken würde, Bardou zu verwalten. „Und weißt du warum? Wegen der Menschen. Ich fühle mich verantwortlich, Bardou für sie zu erhalten. Als meine Mutter starb, setzte sich ein Amerikaner, der oft hier war, sofort ins Flugzeug, um rechtzeitig zur Beerdigung zu kommen.“

Wir verabreden einen Abendspaziergang zur Kapelle oberhalb des Dorfes, wo Klaus und Jean begraben liegen. Im großen Wohn- und Schlafräum packe ich mein Rollkofferchen aus, stelle das zusammen gewürfelte Mobiliar ein wenig um, knipse entzückt die elektrischen Lampen an und aus und suche eine Toilette. Ohne Erfolg. Vor 35 Jahren benutzte ich ein Plumpsklo am Dorfrand. Einmal in der Woche, klassischerweise am Samstagnachmittag, wurde im Badehaus eine Gemeinschaftsdusche mit Holz angeheizt. An das Gemeinschaftliche – je drei Leute standen nebeneinander unter drei Duschköpfen – gewöhnte ich mich. Aber ich verfluchte die langhaarigen Hippiehelfer, die das meiste warme Wasser verbrauchten.

„Das Badehaus ist da, wo es früher war“, antwortet Betsy auf meine sms. Und wo ist das?

„Du gehst nach rechts und direkt vorm Rittersaal die Treppe hinunter“. Rittersaal? „Erkennst du, da übt das Streichquartett“. Die hellen Töne einer Geige und die tieferen eines Violincellos führen mich zu einem Haus, hinter dessen Fensterscheiben sich die Schatten von vier Musikern und ihren Instrumente abzeichnen. Was sie spielen, klingt nach Haydn. Ich kann mich nicht auf Haydn konzentrieren, ich habe es jetzt wirklich eilig. Die Überraschung des Badeshauses sind zwei richtige Toiletten und mehrere abgetrennte Duschkabinen. Körperreinigung ist folglich zu jeder Tageszeit und ohne Publikum möglich, es ist der sanitäre Standard einer Jugendherberge.

Ich muss nicht umständlich fragen. Auf dem Weg zur Kapelle erzählt mir Betsy in allen Details das Thronfolgerdrama von Bardou. Klaus hatte sei je seinen leiblichen Sohn als Nachfolger bestimmt. Es kam zum Zerwürfnis, so ähnlich wie beim Suhrkamp Verlag: Der mächtige Vater konnte nicht loslassen, der Sohn bäumte sich gegen das Regiment des Vaters auf. Die anderen Söhne lebten in Amerika oder hatten an Bardou kein Interesse. So wurde auch in diesem südfranzösischen Weiler das Patriarchat durch eine Frau abgelöst, die ihre Rolle lässiger und offener ausfüllt als die Gründergeneration. Bei Klaus kam schon die Musik von Leonhard

Cohen nicht ins Haus. Betsy hat am klassischen Musikprogramm von Bardou nichts geändert und hört im Auto Pop und Folk.

„Die Shakespeare-Lesungen!“ lacht sie lauthals, als wir uns auf die Stufe vor der Kapelle setzen und auf Bardou hinunterschauen, „ich musste auch mitmachen.“ Jeden Samstag, zeitlich nach dem Duschen, veranstaltete Klaus Lesungen von Shakespeare-Stücken mit verteilten Rollen. Ich wurde nur einmal eingeladen. Mein Englisch erwies sich als Beleidigung für den Dramatiker. Hoher Kunstsinn war im Bardou-Konzept von Klaus und Jean so bedeutsam wie hohe Arbeitsmoral. Ich hatte nichts gegen das Konzept, nur gegen einen gewissen Zug ins Dogmatische. Eine meiner, von Klaus diskret an mich herangetragenen Aufgaben bestand darin, die kanadischen und amerikanischen Hippiehelfer mittags aus dem Bett zu werfen und ihnen zu erklären, was mit körperlicher Arbeit gemeint ist. Meinem Image als Deutsche bekam das nicht so gut.

Die Strenge, die früher in Bardou herrschte, reichte bisweilen an den Rand des Lächerlichen. In diesem Punkt sind Betsy und ich uns einig, in einem anderem aber auch: Ohne die unbeugsame Disziplin, aus der die Strenge hervorging, wäre das Dorf nicht geworden, was es ist. Während von hundert Landkommunen, die in der Alternativepoche in ganz Europa aus dem Boden schossen, 99 an ihrem basisdemokratischen Gequatsche scheiterten, kletterte Klaus auf eingefallenen Hausdächern herum. Heute kann sich Betsy einen festangestellten Maurer leisten. Heute kann, wer nach Bardou kommt, faulenzten, so viel er mag. Niemand schert sich darum. Aber es ist der Ertrag eines Modells, das man durchaus als autoritär bezeichnen könnte. Dunkel dämmerte mir das damals schon, nur mangelte es meinem Hirn an Klarheit, um es wirklich zu begreifen.

Am späten Abend zieht es mich noch einmal zum „Tower“. Mit einer Taschenlampe schleiche ich durchs Dorf. Durch das kleine Fenster neben der Tür spähe ich in den dunklen Raum und da sehe ich sie, die junge Person, die ich vor 35 Jahren war. Sie war hier nicht unglücklich und nicht glücklich, sondern etwas vermurkst Flaues dazwischen. Sie litt an nichts Gewichtigerem als den öden Symptomen postpubertärer Verpeiltheit, die sie glaubte, mit einer Radikalkur beheben zu müssen. Ich möchte mit ihr nicht an einem Tisch sitzen. Ihr verrannt-verschlafenes Dahinexistieren ginge mir schwer auf die Nerven, und ich hatte gute Gründe, ihr nie wieder begegnen zu wollen. Leider trug sie meinen Namen. Und leider hatte sie die sagenhafte Schnapsidee, eine Herde von 120 Schafen hüten zu wollen.

Von allen Arbeiten war es die einsamste und verantwortungsvollste. Ich hätte Brotbacken, Gestrüpp entfernen, beim Mauerbau behilflich sein können. Aber nein, ich musste mich ums Schafhüten reißen. Klaus hatte Mitte der siebziger Jahre mit der Zucht begonnen und wurde

sehr erfolgreich damit. Seine Schafe wurden sogar auf der Pariser Landwirtschaftsmesse prämiert. Aber das Herumwandern mit der Herde raubte ihm zu viel Zeit, er brauchte dafür Helfer.

Es war ein Desaster. Zwischen den Bergschafen und mir entstand, um es vorsichtig zu sagen, keine Sympathie. Ich empfand diese Tiere mit ihren schwarzen Köpfen als feindselig und verschlagen. Das merkten sie. Vor allem merkten sie, dass ich als Herdenchefin so untauglich war wie ein Dirigent am Pult, der den Taktstock nicht halten kann. Frühmorgens wurden sie die Berge hinauf getrieben. Sie rasten wie die Irren. Statt an der Spitze der Herde zu gehen, rannte ich ihr völlig erledigt hinterher. Am Nachmittag musste ich die Biester ins Dorf zurücktreiben. Jetzt kam ihre große Stunde. Sie hockten sich auf eine Felskante, warteten, bis ich schreiend und fuchtelnd bei ihnen war, dann sprangen sie plötzlich auf und hüpfen immer weiter nach oben. Nach acht Wochen bat ich um Suspendierung und begann, Gestrüpp aus Mauern zu rupfen. Ich hatte versagt, aber ich war um eine Erkenntnis reicher. Während ich der vierbeinigen Partisanentruppe an Felswänden hinterher hechtete, begann ich mir einzugestehen, was ich stattdessen am Liebsten tun würde: Im Bett liegen und Bücher lesen.

Am nächsten Morgen streife ich ums Dorf und suche die Schafstelle. Sie sind leer. Im Alter wurde die Herde für Klaus zu anstrengend, er musste sie abschaffen. Fast fehlt sie mir, ich hätte mich gern mit den Schafen versöhnt. „Magst du mit uns zu Abend essen? Es gibt Muscheln“, simst Betsy. In der Dämmerung mache ich mich auf den Weg zu ihrem Haus am Dorfeingang, in dem früher Klaus und Jean wohnten. Gegenüber liegt die sogenannte Taverne. Auf einen Sprung gehe ich hinein, überfliege die Bücherregale der Gästebibliothek im Obergeschoss und betrete den Konzertsaal im Erdgeschoss. Der erhabene Anblick des großen, schwarz glänzenden Flügels, den es vor 35 Jahren noch nicht gab, wirft mich um. Er erscheint mir wie ein Sinnbild des Fitzgeraldohaften von Bardou - wie um Himmels willen wurde er hier herauf transportiert?

Betsys englischer Ehemann Brian ist aus Paris angereist, und Williams sitzt am Tisch, ein 70jähriger Amerikaner mit Vollbart, der vor zwei Jahrzehnten nach Bardou kam und blieb. Er ist der einzige Mensch, der an 365 Tagen im Jahr hier lebt und als Verwalter für alles sorgt, wenn Betsy nicht da ist. Da er lange in seinen Bart hinein schweigen kann, unterschätzt man seine feinfühligke Wachheit. „Was“, fragt er unvermittelt, „hast du eigentlich gemacht, als du von Bardou weg bist?“ Das weiß ich genau: Zwei Tage nach meiner Rückkehr stand ich im Immatrikulationsbüro einer deutschen Universität. Merci, Bardou.

